



Erich Fried, 1947



Foto: Die österreichische Literatur seit 1945 (Hg. v. Volker Kaukoreit u. Christina Pfoser; © Österreichisches Literaturarchiv)

Hans Eichner deutet Erich Fried

von Hermann Patsch

Erich Fried und Hans Eichner, beide 1921 in Wien geboren, haben zu Beginn ihres Lebens ein sehr ähnliches Schicksal gehabt, das sie nach abenteuerlicher Flucht nach London führte, wo sie sich etwa 1940 in den Kreisen der jüdischen Refugees kennen lernten und sich befreundeten. Sie wurden beide Mitglieder in einer deutschen Lyriker-Gruppe um Franz Baermann Steiner, die eine quasi eigene Schule deutscher Exilanten-Poesie begründen wollte. Fried wurde ab den sechziger Jahren ein bekannter Dichter, der vorübergehend einen großen Einfluss auf die deutsche politische Bewegung der linken, meist akademischen Jugend erwarb. Eichners Gedichte aus dieser frühen Zeit, in kleiner Zahl in Emigranten-Zeitschriften gedruckt, werden erst neuerdings aus dem Nachlass gesammelt und sollen veröffentlicht werden.

Der persönlichen Freundschaft der beiden und ihrem Ende hat

Eichner in seinem in englischer Sprache gehaltenen Vortrag ein Denkmal gesetzt, den er nach dem Tode Frieds etwa um 1990 in Toronto gehalten hat, wo er Professor für deutsche Literaturwissenschaft war. Der abschließende Satz, dass die Welt ohne die Stimme Frieds ärmer geworden sei, fasst zusammen, was ihm dieser frühere Freund bedeutete.

Ich habe diese Rede Eichners mit einer biographischen Einleitung in der wissenschaftlichen *Zeitschrift der Germanistik. Historische Zeitschrift für die Philologien* 2014 (Nr. 45/46, S.127-150) veröffentlicht. Sie wird hier in einer eigenen, ganz unwesentlich gekürzten Übersetzung wiedergegeben.

Poesie und Politik. Der Fall Erich Fried

von Hans Eichner

Ich habe mich aus zwei Gründen entschieden, zu Ihnen über Erich Fried zu reden. Einmal, weil wir enge Freunde in den 1940er Jahren gewesen sind und ich, als er 1988 starb, die meisten seiner poetischen Werke neu gelesen habe. Was ich Ihnen heute anbieten kann, sind Früchte dieses Wiederlesens. Der zweite Grund liegt eher in der Sache: Während der letzten zwanzig Jahre seines Lebens war Erich Fried der am häufigsten gelesene Dichter in Westdeutschland, wurde aber fast gänzlich an den Universitäten Nordamerikas ignoriert, so dass er unter nordamerikanischen Studenten fast völlig unbekannt geblieben ist. Ich denke, dass das schade ist und es Ihr Interesse wecken könnte, wenn ich Ihnen etwas über ihn erzähle und Ihnen einige seiner Gedichte vorführe.

Was Sie über sein Leben wissen müssen, ist wenig. Er wurde 1921 in Wien geboren, er war ein Jude, und er schaffte es, 1938 nach England zu fliehen. Als junger Mann Mitglied der Kommunistischen Partei von Österreich geworden, verließ er diese aus Abscheu im gleichen Jahr wieder, als Stalin den Nichtangriffspakt mit Hitlers Reich geschlossen hatte, blieb aber für den Rest seines Lebens grundlegend

durch die marxistische Ideologie geprägt. Nach einigen Umwegen erlangte er in den ersten Jahren des Krieges eine Stellung bei der BBC und arbeitete für diese Institution bis 1968, als er sie zum einen verließ, weil er mit ihrer Politik nicht mehr übereinstimmte, zum anderen, weil er nun von seinen Publikationen leben konnte und den Posten nicht mehr länger benötigte. Er blieb in London wohnen, obgleich er Deutschland vielfach besuchte, und er wurde in London begraben.

Da ich zu dieser Thematik später nicht mehr die Gelegenheit haben werde zurückzukommen, lassen Sie mich auch sagen, dass er zusätzlich zu den vielen Bänden Poesie einen Roman und einige Prosaerzählungen geschrieben hat und dass er ein exzellenter Übersetzer war: Er übersetzte hervorragend Shakespeare, und wenn Sie seine deutschen Übersetzungen von Dylon Thomas lesen, können Sie fast den walisischen Akzent von Thomas hindurchhören.

Er begann früh zu veröffentlichen, nämlich in den Jahren 1941 und 1942 zwei schmale Bände Gedichte mit den Titeln *Die Vertriebenen* und *Zwischen gestern und morgen*.



Diese waren in ganz konventioneller Art geschrieben und haben keine weitere Bedeutung. 1944 und 1945 folgten zwei schmale Bände mit den Titeln *Deutschland* und *Österreich*, welche lediglich dadurch Interesse erwecken, dass sie eine frühe Vorwegnahme von Frieds politischer Poesie bezeugen oder das, was die Deutschen *Zeitgedichte* nennen.

Nicht verstummt – nur ohne Verleger¹

Dann entstand eine lange Pause, und die nächsten zwei Bände wurden mit den Titeln *Gedichte* und *Reich der Steine* erst 1958 bzw. 1963 veröffentlicht. Die lange Zeitspanne des Verstummens – 13 Jahre – ist weithin der Tatsache geschuldet, dass er keinen Verleger in Deutschland finden konnte, bis der Claassen Verlag in Hamburg ihn unter seine Fittiche nahm.

Die Chronologie dieser Publikationen verschleierte die Tatsache, dass Fried im Laufe der Jahre seit dem Ende des Krieges einen enormen Schritt vorwärts gemacht hatte. Viele Gedichte in den letzten zwei Bänden wurden, wie ich erwähnte, vor 1946 und 1947 geschrieben, und die im Inhaltsverzeichnis von *Reich der Steine* angegebenen Daten leiten ziemlich fehl. Der Zyklus von Gedichten mit dem Titel *Wanderungen* zum Beispiel ist auf 1947–1963 datiert, aber es gibt nur wenige Unterschiede zwischen der ersten Fassung dieses 1947 veröffentlichten Textes und der revidierten Fassung von 1963. Falls ich die richtige Zeitfolge im Gedächtnis behalten habe, zeigen die beiden ersten Bände, dass Erich Fried, der 1945 noch ein Anfänger war, ab 1947 einen eigenen Stil gefunden hatte und Gedichte geschrieben hat, die unbezweifelbar seine eigenen waren und die von keinem anderen so hätten geschrieben werden können. Ich möchte das mit einem Gedicht belegen, das erstmals 1958 veröffentlicht, aber 1947 verfasst wurde:

Der Landstreicher

*Im Gasthaus zum Bruder Abel
da war ein Schenkmädel schön
das nahm der Wirt mir übel
er hieß mich zahlen und gehn.*

*Eine Sonne als goldenen Taler
zwei Monde als Silber dazu
die warf ich dem Wirt auf den Teller
und wünschte ihm gute Ruh.*

*Der Wirt genoß nicht sein Eigen
die Sonne verbrannte sein Haus
das Mädels mit mondernen Augen
lief in die Nacht hinaus. (GW 1, S.534)²*

Dass das Gedicht so vertraut klingt, ist der Tatsache geschuldet, dass Fried die sogenannte Volksliedstrophe benutzt, die wir von Goethes *Der König in Thule* und zahllosen Gedichten der deutschen Romantiker kennen. Es hält sich genau in Rhythmus und Reimschema daran – abab, cdcd, efef, mit weiblichen Reimen in den ungeraden Zeilen und männlichen in den geraden. Die weiblichen Reime sind jedoch eine Neugierigkeit in der deutschen Literatur: Abel / übel, Taler / Teller und Eigen / Augen sind, um den von Fried ihnen gegebenen Namen zu nennen, *Ablautreime*. Er fand solche Reime bei Wilfred Owen (*1893), dem englischen Anti-Kriegs-Poeten, der 1918 starb, und übernahm sie mit dem Ziel, der Trivialität – „Abgedroschenheit“ ist hier das richtige Wort – solcher traditionellen Reime wie Liebe / Triebe zu entkommen.

Ein anderes Merkmal des Gedichts, das an das Volkslied erinnert, ist, dass es ein „Rollengedicht“ ist – der englische Terminus „dramatic monologue“ trifft die Bezeichnung nicht ganz. Der Sprecher des Gedichtes ist keine anonyme Person, die wir mit dem Autor identifizieren könnten, aber er wird im Titel genannt – er ist ein *Landstreicher*, ein Tramp. Fried blieb liebevoll bei solchen Elementen des Volksliedes, aber immer mit einer Verdrehung – und hier ist die deutsche Bezeichnung besser: Fried hat das Volksliedhafte verfremdet. Eine rationalistische Zusammenfassung des Inhalts des Gedichtes würde wohl so gehen: Ein Tramp besucht ein Gasthaus, findet eine der Bedienungen schön, macht ihr vermutlich schöne Augen, wird von dem Gastwirt herausgeworfen und nimmt Rache, indem er das Gasthaus niederbrennt, welches natürlich nicht nur wegen des Reimes „Zum Bruder Abel“ heißt. Der Vorfall ist jedoch nicht in einer konventionellen Art geschildert. Die Verfremdung beginnt in der zweiten Zeile, wenn die Bedienung nicht als Schankmädel bezeichnet wird, was der gewöhnliche Ausdruck wäre, sondern als Schenkmädel. Das Wort „Schenkwirt“ gibt es wirklich – das ist der Mann hinter der Bar, der Ausschank, der das Bier zapft, obwohl er eher als „Schenkwirt“ bezeichnet wird, aber „Schenkmädel“ ist ersichtlich ein Wortspiel: Das ist nicht nur ein Mädchen, das „ausschenkt“, das Bier zapft, sondern auch ein Mädchen, das „sich verschenkt“, sich hergibt. Die Logik in dieser Zeile ist gleichfalls verdreht. Der Wirt kann dem Tramp kaum vorwerfen, dass die Bedienung schön ist – er kann ihm nur vorwerfen, dass er die Bedienung schön findet und sich entsprechend verhält; und der korrekte logische Schluss könnte sehr leicht so ausgedrückt worden sein:

*Im Gasthaus zum Bruder Abel
Fand ich ein Schankmädel schön.*

Aber das ist nicht das, was Fried schrieb, und einst in den Vierzigern richtete er meine Aufmerksamkeit auf den logischen Dreh: Er wollte den Leser verwirren und ihn so zwingen, sorgfältig zu lesen.

>>>



Nebenbei kann in dem logischen Dreh eine verborgene Andeutung stecken: Er verändert die Verantwortlichkeit: Vielleicht konnte der Tramp sich gar nicht dagegen wehren, das Mädchen schön zu finden.

Eine überzeugendere Verzerrung oder Entfremdung der Wirklichkeit begegnet in der zweiten Strophe: Die Sonne und der Mond, die der Tramp auf den Teller wirft, sind nicht nur Metaphern, denn die Sonne brennt wirklich das Gasthaus nieder und der Mond bekommt die „mondernen Augen“ des Mädchens.

Ein gewichtigeres Gedicht als *Der Landstreicher* ist *Die Genügung*, gleichfalls im Jahr 1947 geschrieben (GW 1, S.156). In *Das Reich der Sterne* stellte Fried es an das Ende eines Zyklus von Gedichten ziemlich zweifelhaften Wertes, aber nach Originalität steht es für sich allein, und es ist eines der kraftvollsten Nachkriegs-Gedichte, die ich kenne. Ich lese es erst vor und versuche dann eine Interpretation.

*Getan sind die Taten
Abgetan sind die Toten
Sie baden im Boden
und haben genug getan
und haben genug*

*Eingepflügt mit dem Pflug
umgepflügt
Eingefügt ohne Fug
in die Fugen der Zeit
in des Unfugs Gefüge*

*Das ist genug
das genügt.*

Aber es tut nicht Genüge

Getan sind die Taten, abgetan sind die Toten: Der Weltkrieg ist vorbei und seine Opfer sind abgetan, vergangen, vergessen, ihre Körper sind unerkennbar geworden, verfaut in der Erde. Und schon haben sie alles das getan, was von ihnen erwartet werden kann, sie haben genug getan, sie haben genug und mehr als genug getan, und sie haben genug, sie wollen nicht mehr davon. Ihre Gräber – die Massengräber, in denen nur zu viele von ihnen endeten – sind getilgt, gepflügt und neu gepflügt, eingepflügt mit dem Pflug, umgepflügt. Sie sind eingefügt worden, eingefasst wie ein guter Zimmermann eine Nahtstelle festigt, fugenlos, und sind so aus unserem Blick verschwunden. Und noch sind sie für die, die sich an sie erinnern, keineswegs ungefügt, sie sind nicht in das Mosaik der Zeit eingefasst, unserer Zeit, einer Zeit „ohne Fug und Recht“, wenn Sie die Redewendung kennen, „ungefasst in des Unfugs Gefüge, in

das Mosaik von Unfug, der Geschichte ist.

Und Erich Fried wiederholt: Das ist genug; mehr als dass ein Mensch sein Leben geben kann, kann nicht von ihm gefordert werden, das genügt, das muss genug sein. Aber der Krieg hat die Probleme nicht gelöst, die zu ihm geführt hatten, er führte nicht zu einem wirklichen Frieden, sondern zum Kalten Krieg, und wenn das in den dritten Weltkrieg hineinführt, werden sie trotz allem nicht genug getan haben, ihr Opfer *tut nicht Genüge*:

*Getan sind die Taten
Abgetan sind die Toten ...*

In diesem Gedicht bemerken wir natürlich wieder die Ablautreime und die Wortspiele – einfügen, Fug mit seinen zwei Bedeutungen, Fugen, Unfug, Gefüge usw. Die Art, in der diese in dem Gedicht gebraucht werden, vertreten ziemlich genau die Tropen, die die Rhetoriker Paronomasie nennen. Ein Beispiel aus dem 19. Jahrhundert, auf das Fried 1947 meine Aufmerksamkeit gerichtet hat, begegnet im Gesang des Seglers zu Beginn von Wagners *Tristan*: „Wehe, ach wehe, du Wind! – Weh, ach wehe, mein Kind!“, wo „wehe“ zuerst „blase“ und dann „ach“ bedeutet. Paronomasie war eine der bevorzugten Tropen der Barock-Gedichte, und in unserem Jahrhundert gebrauchte sie Rilke häufig. Im Gegensatz zu seinen Erfindern kann Paronomasie jedoch bei Fried das ganze Gedicht bestimmen. In vielen der politischen Gedichte Frieds – nicht dem einen, das wir gerade gelesen haben – zieht diese rhetorische Figur unsere Aufmerksamkeit darauf, auf welche Weise Sprache gebraucht oder eher noch durch ihre Gewalt missbraucht wird.

Im schlimmsten Fall degeneriert sie zu einem bloßen Spiel, aber sie ist immer geeignet, um einen sehr genauen Blick auf das zu richten, was Fried tut. Der Zyklus von Gedichten mit dem Titel *Wanderung* (GW 1, S.137–46) zum Beispiel, ebenfalls 1947 geschrieben, enthält die Zeilen

*Nun will ich Abschied
zum Abschied
nun abnehmen
Abschied nehmen*

„Abnehmen“ scheint zuerst keinen Sinn zu machen, aber man kann es als eine Art unfreiwilligen Freudschen Fehler lesen: Im Unterbewusstsein des Sprechers ist Abschied mit Abnehmen assoziiert, Verminderung, vielleicht bis zum Punkt des Todes.

Ein anderes Kalter-Krieg-Gedicht, geschrieben 1946, ist kurz und pointiert (GW 1, S.564):



Marianne Ramharter: "Selig, die arm sind vor Gott, denn ihnen gehört das Himmelreich", 10. Station aus einem Kreuzweg-Zyklus; gemischte Technik auf Papier

Spruch

*Ich bin der Sieg
mein Vater war der Krieg
Der Friede ist mein lieber Sohn
Der gleicht meinem Vater schon*

Das ist auch ein Wortspiel, und ein sehr erfolgreiches: Die ersten drei Zeilen geben die Selbstgefälligkeit des Siegers wieder, sie sind so, wie wir es zu hören erwarten. In der letzten Zeile explodiert plötzlich die schreckliche Wirklichkeit in uns: Dieser Friede, der Sohn des Siegers, beginnt wie der Sieg des Vaters als Krieg auszusehen.

Jedem Wort Achtung erweisen!

Wenn sie Frieds Typoskripte aus den ersten Nachkriegsjahren mit den gedruckten Fassungen von 1958 und 1963 vergleichen, bemerken Sie zwei grundlegende Änderungen: Alle Punktation ist zurückgenommen und die langen Zeilen sind in kleine Stücke zerschnitten. Die erste dieser Änderungen scheint mir ziemlich unwichtig zu sein. Gedruckte Gedichte ohne Punkte und Kommas sind in den letzten wenigen Jahrzehnten eine weit verbreitete Mode geworden, und während ich das zeitweise irritierend finde, hat man sich daran gewöhnt, und es hat keine Bedeutung. Die zweite Änderung ist ein bedenkenswerter Versuch und zwingt

den Leser, langsam zu lesen und jedem Wort Achtung zu erweisen. Als Fried 1974 die Prosaäußerungen der Gründer des Zionismus zitierte, die er in dieser Form anstößig fand, erklärte er: „Die Texte wurden in Verszeilen zerlegt, um so die Einzelheiten ihrer Sätze, vor allem auch ihre Wortwahl, deutlicher hervorzuheben“.³ Wie wirksam das an einem Gedicht sein und gezeigt werden kann – falls es ein Gedicht ist – habe ich besonders faszinierend gefunden. 1970 las Fried in einer Westdeutschen Zeitung eine Anzeige und wiederholte sie folgendermaßen (GW 2, S.26f):

Tiermarkt / Ankauf

*Der Polizeipräsident
in Berlin sucht:
Schäferhundrüden.*

*Alter ein bis vier Jahre,
mit oder ohne
Ahnentafel.*

*Voraussetzungen: einwandfreies Wesen
rücksichtslose Schärfe
Ausgeprägter Verfolgungstrieb*

*Schußgleichgültig
und gesund
Überprüfung
am ungeschützten Scheintäter
Hund mit Beißkorb*

*Gezahlt werden
bis zu
750.- DM*

*Angebote an:
Der Polizeipräsident
in Berlin W – F 1*

Falls Sie diese Anzeige sehen würden, in unscheinbarer Prosa in einer Tageszeitung gedruckt, würde Sie das vermutlich überhaupt nicht berühren. Wenn Ihnen diese aber in einem Gedichtband begegnet und so gedruckt erscheint, wie Fried sie abdruckt, werden Sie wegen ihrer Brutalität und Absurdität geschockt sein. Frieds Text hebt die lächerlichen Gegensätze hervor: einwandfreies Wesen, rücksichtslose Schärfe, ausgeprägter Verfolgungstrieb. Sind Sie wirklich „gesund“, wenn Sie „schußgleichgültig“ sind? Was für eine Gesellschaft ist das, in welcher ein Hund, der unbarmherzig aggressiv ist, so angesehen wird, dass er einen einwandfreien Charakter hat? Die Antwort ist in der Weise gegeben, wie das Wort „Ahnentafel“ gebraucht und für die Prüfung für verzichtbar erklärt wird. Als die Nazis in Deutschland die Macht hatten, brauchten alle Menschen eine Ahnentafel –



einen Familienstammbaum – um nachzuweisen, dass sie Arier waren, und wenn sie das nicht nachweisen konnten, wurden sie umgebracht. Eine Gesellschaft, in der die Polizei, die verpflichtet ist, das Volk zu schützen, per Anzeige solche Hunde sucht, ist (das will Fried uns nahelegen) nicht wirklich unterschieden von Hitlers bösem Reich: Männer in Uniform jagen noch immer Menschen.

Faszination Marxismus und der Vietnam-Krieg

Indem ich einen Text aus dem Jahr 1970 zitiert habe, bin ich jedoch selbst vorangerannt und muss meine Schritte zurücklenken. Die meisten Gedichte, die Fried zwischen 1947 und etwa 1963 schrieb, sind ganz andere Gedichte als die, die ich mit Ihnen soweit gelesen habe; sie sind höchst subjektiv und zumeist ziemlich dunkel. Das tiefe Unbehagen, das sie ausdrücken, war der Welt geschuldet, in der Fried lebte – die westliche Welt mit ihrem, wie Fried es sah, ungezügeltten Kapitalismus – immer am Rand eines Atomkrieges, der das Ende der Menschheit bedeuten würde; aber in seinen Gedichten war sein Blick nach innen gerichtet, und die Gedichte dieser Jahre sind meistens nicht sehr gut, und sie gewannen ihm sicherlich keine weite Leserschaft. Er kehrte dann 1964 offen zur Politik zurück, in zwei Bänden, *Überlegungen* und *Warngedichte*, beide im selben Jahr veröffentlicht. *Überlegungen* ist ein einziges langes Gedicht, in dem Fried die Tatsache beklagte, dass die Sowjetunion den Weg zu ihrer sozialistischen Utopie verfolgte, indem sie die Freiheit unterdrückte; er war überzeugt, dass das nicht funktionieren würde, aber noch – bis an das Ende seines Lebens, soweit ich das erkennen kann – glaubte er an die Marxistische Utopie. In den *Warngedichten* schrieb er über die mögliche Folgen der (wie Fried dachte: halbfaschistischen) Strategien der westlichen Nationen, aber seine Warnungen waren alles andere als einsichtig. Auf dem Klappentext des Buches (GW 1, S.641) erklärte er:

„Lyrik mit erhobenem Zeigefinger wäre mir ein abschreckender Gedanke, und 112 Warnungen in Versen (es sind 112 Gedichte in dem Buch, H.E.) würden langweilen. Nicht der erhobene Zeigefinger stand bei diesen Gedichten Pate, sondern das dumpfe Gefühl beim Nichteinschlafenkönnen, die nicht genau lokalisierbare Beklemmung [...]“

Aber seine Ängste – seine „Beklemmung“ – sind nicht verortet, sind nicht konkret und eindeutig, diese Gedichte versagen als politische Propaganda, und sie versagen gleichfalls als Gedichte.

Dann kam der Vietnam-Krieg, und mit ihm die große Wende

in Erich Frieds Karriere. Für einige von Ihnen ist natürlich der Vietnam-Krieg eine alte Geschichte, aber hier ist nicht die richtige Gelegenheit, das zu diskutieren. Alles was ich sagen kann ist, dass der Vietnam-Krieg ein sehr unpopulärer Krieg war und dass es in den USA heftige Demonstrationen gegen ihn gab. Diese Demonstrationen waren, denke ich, nicht völlig selbstlos. Die meisten Demonstranten waren Universitätsstudenten, und ich finde es schwierig, nicht zu vermuten, dass die Studenten nicht nur aus politischen und humanitären Gründe protestierten, sondern ganz einfach auch, weil sie nicht einberufen werden und ihr Leben tausende Meilen weg irgendwo in Asien riskieren wollten. Aber ein Krieg ist immer ein schmutziges Geschäft, es gibt Massaker und Greueltaten, und dieser Krieg war der erste, dessen Schrecken direkt durch das Fernsehen in Millionen Haushalte gebracht wurden: Man konnte Männer, Frauen und Kinder sehen, die bei lebendigem Leibe von Napalmbomben verbrannt wurden, wähen man sein Abendessen in seinem Wohnzimmer genoss.

Es gab gleichfalls massive Demonstrationen in Deutschland, aus einer Vielzahl von Gründen. Es gab eine starke linke Opposition gegen den Krieg, welche gerechtfertigt zu sein schien. Die Amerikaner unterstützten ein verrottetes Regime in Süd-Vietnam, so wie sie, und noch immer, verrottete Regime in Süd-Amerika unterstützen. Aber eine große Anzahl von Studenten kopierte einfach die Amerikaner, und paradoxerweise lieferte der Krieg zur gleichen Zeit einen heftigen Grund für die anti-amerikanische Stimmung, die immer in Deutschland stark gewesen war. Es war eine prächtige Gelegenheit für die Deutschen, ihre eigene Vergangenheit zu vergessen, falls sie überhaupt jemals ernsthaft darüber nachgedacht hatten, und sich auf Kosten von jemand anderem als rechtschaffen zu empfinden. Aber wie es auch sei, zweifellos war Erich Fried ehrlich und selbstlos wütend über das, was die Amerikaner in Vietnam taten, und er fühlte sich moralisch verpflichtet, in einer Art zu protestieren, die wirksam war. Das bedeutete, dass er ab jetzt politische Poesie zu schreiben hatte, die konkret und leicht verständlich war und direkt zur Sache kam.

Wenn er freilich die Leser zwingen wollte, sich auf die Schrecken des Krieges und die Lügen, Verzerrungen und vorsätzlichen geheimen Flecken einzustellen, die diese Schrecken möglich machten, war es nicht genug, das Kind nur beim rechten Namen zu nennen. Gerade als Theorien der Holocaust-Literatur gefordert hatten, dass Literatur über die Todeslager nicht ohne Verfremdung funktionieren kann, fand Erich Fried, dass Verse, die wie eine diskursive Prosa vorgehen, seiner Absicht nicht dienen konnten, und die Sprachspiele, die er zwei Jahrzehnte lang praktiziert hatte, lieferten ihm einen guten Ansatz. Lassen Sie mich ein Beispiel für die Art von Versen bringen, die er jetzt schrieb.



Wie jedermann, der zu dieser Zeit einen Fernseher besaß, wusste er, dass die Nord-Vietnamesen Leute ermordeten, indem sie sie mit Benzin übergossen und in Flammen setzten, und die Amerikaner Leute mit Napalm-Bomben umbrachten. Die westlichen Medien verdamnten im Großen und Ganzen heftigst die Vietnamesische Praxis, gestanden aber den Amerikanern die Napalm-Bomben zu. Fried zeigte die Tatsachen in folgendermaßen Weise (GW 1, S.363f):

*Fleisch wird zu bereitet
auf zweierlei Art*

*Entweder langsam mit Napalm
oder schnell mit Benzin*

*Letzteres gilt als barbarisch
ersteres nicht
Geschlachtet wird vorher
bei keiner der beiden Methoden [...]*

Das ist glatte Prosa in vier mal zwei Linien aufgeteilt; in der Tat kann nichts prosaischer sein als zum Beispiel sein Gebrauch von „ersteres“ und „letzteres“, was man einfach in einer konventionellen Poesie nicht benutzen kann. Aber Fried wählt seine Wörter aus und organisiert seinen Text in einer Weise, dass diese acht Linien nicht einfach eine Mitteilung sind. Die Absicht der Kunst, wie die Russischen Formalisten zu behaupten pflegen, ist, uns die Dinge „sehen“ zu lassen, „nicht sie zu wissen“. „Kunst ist dazu da, uns aus unserer Betäubung zu erwecken.“ Frieds Text schneidet durch die dicke Haut, die wir uns alle wachsen lassen, um uns vor unseren Schrecken zu schützen. Das Wort „Fleisch“ meint beides: Essen (Mahlzeit) und Fleisch. Essen kann in vielerlei Weisen hergestellt werden, und natürlich erweckt das Prädikat „wird zubereitet“ den Eindruck, dass „Fleisch“ hier „Essen“ meine. Wenn wir jedoch weiterlesen, trifft uns der Schrecken, dass in Vietnam menschliches Fleisch in Bratfleisch umgewandelt wird, und das diese Umwandlung an lebenden Leibern durchgeführt wird: „Geschlachtet wird vorher / bei keiner der beiden Methoden“.

Erich Frieds Gedichte, die sich mit dem Vietnam-Krieg befassen, sind in einem schmalen Band mit dem Titel *und Vietnam und* im Jahr 1966 erschienen und verwandelte ihn fast über Nacht zu einer Berühmtheit. Es ist nicht nötig zu sagen, dass er von den Konservativen verabscheut wurde, aber er wurde einer der Sprecher der Linken, besonders der Studenten. Seine Gedichte wurden in Hochschul-Papieren und Programmen abgedruckt, sie wurden auf Folien geschrieben und als Flugblätter verteilt. Seither hatte er eine große und loyale Gefolgschaft.

Erich Fried und Israel

Der Vietnam-Krieg war nicht der einzige Krieg in den Sechzigern, der Fried in einen leidenschaftlichen Partisanen verwandelte. Der andere war der Sechs-Tage-Krieg zwischen Israel und seinen arabischen Nachbarn. Unglücklicherweise sind hierzu einige geschichtliche Erläuterungen erforderlich. Im März 1967 erklärte der Präsident von Ägypten, Gamal Abdul Nasser, vor dem ägyptischen Parlament, dass das Problem, dem sein Land gegenüber stehe, es sei, „wie der Staat Israel für alle Zeiten vollständig ausgerottet werden könnte“. Gleiche Drohungen durch ihn und andere arabische Führer gab es reichlich. Am 15. Mai setzte Nasser die ägyptische Armee in höchste Alarmbereitschaft und verlegte Kampftruppen in den Sinai an die Grenzen zu Israel. Die Drohungen von arabischen Führern vervielfältigten sich. Als Anfang Juni einer der Sprecher der PLO, Achmed Schukeiry, von Journalisten gefragt wurde, was aus den israelischen Juden im Falle eines arabischen Sieges werden würde, antwortete er: „Wer überlebt, wird in Palästina bleiben. Ich vermute, dass keiner von ihnen überleben wird.“ Währenddessen hatte der Präsident Israels, Levi Eshkol, sich hinhaltend verhalten und amerikanische Unterstützung gesucht, und die Israelis, von denen viele ihre Familien im Holocaust verloren hatten, begannen, in Panik zu verfallen. Endlich beschloss die israelische Regierung einen Präventivschlag, und am 5. Juni zerstörte die israelische Luftwaffe in einem Überraschungsangriff die ägyptische Luftwaffe vollständig. Sechs Tage später hatten die Israelis den Krieg an allen Fronten gewonnen. Am 10. Juni akzeptierten alle Teilnehmer einen Waffenstillstand des Sicherheitsrats.

Soweit Erich Fried betroffen war, war er sich immer seines Judeseins sehr bewusst gewesen. Solange er während der Holocaust-Jahre gelebt hatte – sein Vater war durch einen Nazi-Beamten 1938 ermordet worden – hatte das kaum anders sein können. Aber er war nie ein Zionist: Die kommunistische Utopie, an die er glaubte, würde natürlich mit Antisemitismus und allem anderen gesellschaftlichen Bösen aufräumen, so dass die Juden keinen eigenen Staat benötigen würden. Seine Zweifel über den Zionismus hatte er schon 1946 in einem Gedicht ausgedrückt – ein Jahr, ehe der Staat Israel gegründet wurde (GW 1, S.545):

Ägypten

*Sie haben die wüsten Soldaten ausgesandt
in den Wüstensand
Kein Bote*

*Und Pharao fuhr
und verrohte Rotten noch mehr
ins rote Meer*

>>>



*Wer schafft die Sklaven her?
Keine Botschaft
kein Boot*

*Im Sandmeer
im Meersund
sind meine Söhne tot*

Was geschieht hier? Als David Ben Gurion im Januar 1937 mit den Briten über die Zukunft Palästinas verhandelte, beanspruchte er auf der Basis des Alten Testaments Palästina für die Juden, und natürlich war es nach dem Exodus aus Ägypten, dass Gott das Land Kanaan den Israeliten versprochen hatte. Ähnlich fordern heute die orthodoxen Juden in Israel aus diesem Grund die West Bank – die West Bank ist Teil des Versprochenen Landes. Nun ist im Alten Testament der Exodus aus jüdischer Sicht beschrieben: Die Ägypter wurden als Unterdrücker gesehen, die die Israeliten versklavt hatten, und das Ertrinken der ägyptischen Armee im Roten Meer ist als Tat Gottes und Vergeltung gesehen. Fried scheint am Beginn seines Gedichts dieser Perspektive zu folgen: Vielleicht ein wenig zu sehr kalauernd, nennt er die Truppen des Pharao „wüste Soldaten“ und „verrohte Rotten“. Aber dann verändert sich die Perspektive: Sie werden als Opfer gesehen – und nicht nur sie: Diese Menschen sterben im Roten Meer – *im Meersund* – andere Menschen sterben in der Wüste – *im Sandmeer* – und sie alle sind Opfer: Wenn sie als Vergeltung für begangene Verbrechen sterben, sind diese Verbrechen einem bösen System anzulasten, nicht ihnen. Die Forderung der Juden auf das Versprochene Land scheint für Fried ein unbegründetes Versprechen und der Zionismus eine Art des westlichen kapitalistischen Expansionismus zu sein. Konsequenterweise sympathisierte Fried mit den Arabern, als der Staat Israel gegründet wurde, und als der Sechs-Tage-Krieg 1967 ausbrach, sah er ihn – entgegen der Tatsachen, wie ich zu zeigen versucht habe – als einen entschieden jüdischen Aggressionskrieg. Die Gedichte, die er jetzt schrieb, waren so extrem und einseitig, dass er bis 1974 keinen Verleger fand, dem Jahr nach dem Jom-Kippur-Krieg. Aber ich bekam eine Kostprobe von Frieds Sichtweise, als ich ihn 1967 in London besuchte: Er war damals tief einbezogen in arabische Sympathisanten und womöglich die PLO (Palestine Liberation Organisation). Er schleifte mich in einen arabischen Propagandafilm, um mir die Notlage der Araber in Israel vorzuführen, und während einer Szene, die arabische Kinder hinter einer Reihe von Bretterhütten spielend zeigte, drehte er sich erregt zu mir um und sagte: „Sieh diese armen Kinder an, sie können sich nicht einmal Schuhe leisten“. Ich antwortete ziemlich ärgerlich, dass meine eigenen Kinder ebenfalls im Hochsommer barfuß im Sand spielten und dass sich eine größere Anzahl arabischer Kinder in Israel Schuhe leisten könnte, als in den meisten

arabischen Ländern. Wir gerieten in einen heftigen Streit, und das war das Ende unserer Freundschaft.

Das Buch des Jahres 1974 – ein dünner Band mit dem Titel *Höre Israel* – enthält ein paar Gedichte, die sich mit der Vergangenheit Israels befassen. Hier ist ein Gedicht, das der Opfer der Todeslager der Nazis gedenkt und das in genialer Weise 19 Jahrhunderte jüdische Geschichte einbezieht (GW 1, S.429):

Masada

*Töpfe
gekittet
aus unsterblichen
Scherben*

*Eine Sandale
ein Lederbeutel mit Salz
ärmlicher Halsschmuck*

*Reste von Feigen
Getreide
verfärbten Schriftpergamenten*

*Am modernsten
die Kinderknochen
und Schädel dazwischen*

*Zöpfe
noch nicht einmal grau
mit etwas Kopfhaut*

*Nicht tausendneunhundert Jahre
nur zwanzig Jahre
nur Auschwitz*

Einige von Ihnen werden nicht wissen, woran der Titel dieses Gedichtes erinnert. Ein paar Worte der Erklärung: Im Jahr 66 n. Chr. erhoben sich die Juden in Palästina gegen ihre römischen Unterdrücker und wurden in einem langen und blutigen Kampf besiegt. Im Jahr 73 leistete ein Rest der jüdischen Armee in einer Bergfestung nahe dem Toten Meer, Masada, Widerstand, und als ihre Lage hoffnungslos wurde, begingen alle Selbstmord. Fried beschreibt die armseligen Überbleibsel, die durch die modernen Archäologen geborgen worden waren: Zerbrochene Töpfe, die wieder „gekittet“ werden konnten, Fetzen von Kleidungsstücken, Feigen – und was von Körpern übriggeblieben war – Kinderknochen, Zöpfe, etwas Kopfhaut. Dann trifft ihn die Parallele mit Auschwitz: Nach 1900 Jahren und unzählbaren Massakern und Pogromen geschah hier das größte Massaker von allen.



Und in acht sehr starken Zeilen eines langen und nicht sehr guten Gedichts fasst Fried die große Tragödie des modernen Israel zusammen – die Tatsache, dass ein Staat, der danach gestrebt hatte, ein Utopia zu werden, sich in eine Festung verwandelt hatte, und dass Araber, die niemals einen Anteil in der Verfolgung der Juden all die Jahrhunderte hindurch gehabt hatten, zu Opfern geworden waren (GW 2, S.123):

*Ihr habt die überlebt
die zu euch grausam waren
Lebt ihre Grausamkeit
in euch jetzt weiter?*

*Eure Sehnsucht war so zu werden
wie die Völker Europas
die euch mordeten
Nun seid ihr geworden wie sie.*

Aber Fried selbst sah die Tragödie nicht, und sein Buch ist als ganzes böse. Mit der einzigen Ausnahme der Titelphrase *Höre Israel*, welche ein Zitat aus dem Alten Testament ist, hielt sich Fried an die kommunistische Parteilinie, niemals die Wörter „Israel“ und „Israeli“ zu benutzen, sondern er sprach stets von „Zionismus“ und „Zionisten“, natürlich in dem vollen Bewusstsein, dass „Zionist“ in der DDR und Moskau als missbräuchlicher Begriff gebraucht wurde: Wenn die Führer von Ostdeutschland einen Dissidenten ins Gefängnis stecken wollten, nannten sie ihn einen zionistischen Agenten. Er wies niemals auf die Tatsache hin, dass der Sechs-Tage-Krieg Israel von seinen Nachbarn aufgezwungen worden war. Erich Fried war jedoch in einer extremen Phase, und er überschlug sich gleichermaßen vor Begeisterung, wenn er seine Sympathie für die Terroristen der Roten Armee Fraktion in der Bundesrepublik zum Ausdruck brachte. Die Leser, die er mit *und Vietnam und* gewonnen hatte, blieben ihm jedoch treu, und in den zwanzig Jahren nach 1966 publizierte er fast zwanzig schmale Bände, in denen er fortfuhr, die „kapitalistischen“ Länder, vor allem die Bundesrepublik, aus marxistischer Sicht zu kritisieren.

Ein Grund für seine immense Produktivität war, dass Ereignisse in Deutschland ihm eine endlose Fülle von Zielobjekten lieferten, zum Beispiel solche wie das entsetzliche westdeutsche Gesetz, das frühere Mitglieder der Waffen-SS berechnete, ohne Verlust eines Rangs zur Bundeswehr zu gehen. Und er hatte natürlich recht, wenn er darauf hinwies, dass die kommunistischen Terroristen in der BRD drakonisch bestraft wurden, während das winzige Pro-

zent der Massenmörder der Todeslager, welche vor irgend ein Gericht gebracht wurden, zumeist mit sehr kurzen Strafen davon kamen. Sein Urteil über die Mörder der Nazi-Jahre, die ein ruhiges und unbeschwertes Altersleben in Deutschland genossen, ist brillant. Sie kennen alle das deutsche Sprichwort, dass man im Haus des Gehenkten nicht vom Strick sprechen darf. Fried schreibt (GW 1, S.425):

<i>Im</i>	<i>reden</i>
<i>Haus</i>	<i>weil</i>
<i>des</i>	<i>jetzt</i>
<i>Gehenkten</i>	<i>sein</i>
<i>darf</i>	<i>Henker</i>
<i>man</i>	<i>dort</i>
<i>vom</i>	<i>im Ruhestand</i>
<i>Strick</i>	<i>lebt</i>
<i>nicht</i>	

Aber obgleich Fried, ob er es wusste oder nicht, der offiziellen kommunistischen Parteilinie zu folgen strebte, war er nicht blind gegenüber der katastrophal falschen Entwicklung, die der Kommunismus in den meisten – vielleicht allen – kommunistischen Ländern genommen hatte. Das folgende Gedicht urteilt in witzigster Weise über linke Diktatoren (GA 2, S.9f):

Führer von Gottes Gnaden

*Daraus daß sie
herrisch
und jähzornig sind*

*und schon früh einmal
einen
erschlagen haben*

*und allem Volk
ihre gültigen
Vorschriften machen*

*auf dem langen Weg
in das bessere Land
und dann sterben*

*unter seltsamen Umständen
immer
knapp vor dem Ziel*

*sieht jeder
daß sie alle
Moses gewesen sind*

>>>



Goldstücke und Berge von Schlacke

Unglücklicherweise schrieb er viel zu viel, und die Goldstücke in seinen Bänden voll Poesie scheinen manchmal unter Bergen von Schlacke begraben zu sein. Durch seine Methode, Prosa in kurze Zeilen zu zerlegen und denselben Satz zu variieren und zu verdrehen, können Gedichte aufs Geratewohl produziert werden, und nichts ist leichter zu parodieren. Ich habe es ausprobiert und ein halbes Dutzend in einer Stunde verfertigt – hier ist eines von ihnen:

Neue Methode

*Indem man
einen Satz
in kleine Stücke zerhackt
kann man aus jeder
schlechten
Prosa
ein schlechtes
Gedicht machen*

*Indem man
einen Satz
in kleine Stücke zerhackt
kann man aus jeder
guten
Prosa
ein mittelmäßiges
Gedicht machen*

Aber vielleicht ist eine solche Kritik nicht ganz fair. Man kann nicht leugnen, dass Fried dauernd mit neuen Ideen kam. Zum Beispiel: Da er seine Öffentlichkeit in Deutschland hatte, besuchte Fried die Bundesrepublik häufig – und er fühlte sich dort nicht wohl. Er äußerte dieses Gefühl, und zur selben Zeit deutete er jedenfalls einen der Gründe dafür an, indem er einfach zwölf deutsche Ortsnamen mit unschönen Konnotationen herauspickte (oder vielleicht erfand) und sie dann so arrangierte, dass schließlich eine rhythmische Überraschung herauskam (GW 1, S.459):

<i>Hungerbrunn</i>	<i>Rabenstein</i>
<i>Siechenfeld</i>	<i>Judenau</i>
<i>Büttelbach</i>	<i>Wundenplan</i>
<i>Schlachtenmühl</i>	<i>Reuental</i>
<i>Kriegshaber</i>	<i>Frondorf</i>
<i>Herrnberg</i>	<i>St. Knechten</i>

Mit der gleichen Genialität erfand er Ausdrücke, die wie Sprichwörter klangen, oder er nahm echte Sprüche und bog sie für seinen Zweck um: „Der Kopf / fällt nicht weit / vom Rumpf.“ „Wer’s glaubt wird selig / Wer’s nicht glaubt wird

noch schneller selig.“ „Was das Schwein / verschweigt / das kann die Wurst / nicht mehr grunzen.“ (GW 1, S.597f, 612)

Ich könnte in dieser Art noch eine lange Zeit fortfahren, ohne dass mir die Gedichte ausgingen, aber ich will lieber die kurze Zeit nutzen, die mir geblieben ist, um zwei allgemeine Einwände zu diskutieren, die gegen das, was Fried getan hat, vorgebracht werden könnten. Der erste ist ein für alle Mal von Goethe in seinem *Faust* formuliert worden: „Politisch Lied, ein garstig Lied.“ Wenn Sie hauptsächlich mit dem Wechsel der politischen Landschaft beschäftigt sind, dann werden Sie selbstverständlich keine Poesie von dem ästhetischen Zuschnitt eines Yeats oder Rilke schreiben, und Ihre Poesie kann die Umstände, die sie bewirkte, nicht überdauern. Ich bezweifle offen, dass man sich noch in 700 Jahren an Fried erinnern wird⁴ – aber das war nicht seine Absicht. Er wollte die gegenwärtigen Ereignisse beeinflussen. Nebenbei gesagt war seine Veröffentlichung von *und Vietnam und* ein wirklicher Wendepunkt in der deutschen Poesie – er brachte die politische Lyrik wieder auf die Landkarte, und andere Dichter lernten von ihm, wie sie zu schreiben ist.

Der andere Einwand gegen das, was Fried getan hat, ist dieser, dass er den bereits Überzeugten predigte, als ihn niemand sonst las. Er hat diesen Einwand gekannt, und seine Antwort war, dass die, die ihn lasen, einen Sprecher brauchten. Ich denke, dass das sinnvoll ist. Was die Frage betrifft, ob politische Dichtung überhaupt etwas Gutes bewirke, so quälte sie ihn, und er fand die Lösung, dass alles verloren ist, wenn man es nicht wenigstens versucht (GW 3, S.241):

*Ich glaube nicht
an die Unvollkommenen
die glauben
daß sie das Unvollkommene
vollkommen machen können [...]*

*Aber wenn ich dann andere
Unvollkommene sehe
die nicht glauben
daß man das Unvollkommene
vollkommen machen kann
und die deshalb glauben
daß sie sich die Mühe
sparen können
es zu versuchen
dann beginne ich wieder zu glauben
an die Unvollkommenen
die glauben
daß sich die Mühe
immer noch
lohnen kann*



Neben diesen politischen Versen schrieb Fried in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens auch eine bemerkenswerte Anzahl von eher persönlichen, subjektiven Gedichten, die sich mit dem Problem des Älterwerdens und dem Tod befassten, und einen Band mit dem Titel *Liebesgedichte*. Ich glaube nicht, dass diese Gedichte zu seinen besten gehören, und sie wurden nur bei seinen ausgesprochenen Anhängern gut aufgenommen. Akademische Kritiker in Deutschland taten es weitgehend nicht mehr, hörten ihn freundlich an und liebten es, ihn als „Tante Fried mit dem warnend erhobenen Zeigefinger“ zu bezeichnen. Darin ist etwas Wahres, aber es ist nicht die volle Wahrheit. Es tut mir nicht leid, dass ich mich mit ihm vor zwanzig Jahren zerstritten habe, aber ich bedauere es zutiefst, dass ich mich nicht entschieden habe, das wieder in Ordnung zu bringen, ehe es dafür zu spät war. Erich Fried veröffentlichte viel zu schnell, und das meiste, was er veröffentlicht hat, ist unbedeutend, aber es gibt vieles, das es wert ist zu kennen, und er verdient es, dass man sich an ihn erinnert. Die Stimme, die er dem Chor der öffentlichen Stimmen in Deutschland beifügte, war unbezweifelbar und unersetzbar seine eigene, und die Welt ist ärmer ohne ihn.

Hans Eichner, geb. am 30.10.1921 in Wien, gest. am 8.4.2009 in Guelph (Ontario, Canada; begraben in Toronto). Als Sohn einer aus Ungarn stammenden jüdischen Familie ging Eichner bis zum Sommer 1938 in Wien zur Schule. Im Dezember des gleichen Jahres floh er nach Belgien und gelangte schließlich nach London, wo er den gleichaltrigen Wiener Flüchtling Erich Fried kennenlernte, mit dem er nach 1945 literarisch zusammenarbeitete. Als *Refugee* einige Jahre in Australien interniert, konnte er ab 1943 an der Universität von London studieren, wo er 1949 mit einer Arbeit zum Thema *Thomas Mann und Goethe* promovierte. Seit 1950 dozierte er an der Queen's University in Kingston (Ontario), seit 1975 lehrte er, durch zwei Ehrendoktorate und viele wissenschaftliche Würdigungen ausgezeichnet, bis zu seiner Emeritierung in Toronto. Internationale Anerkennung erzielte Eichner mit seinen Arbeiten zu Friedrich Schlegel und als Mitbegründer der Historisch-Kritischen Friedrich Schlegel-Ausgabe (ab 1959), der er sechs Bände beisteuerte.

(Auszug aus der Kurzbiografie des österreichischen Literaturarchivs www.onb.ac.at)

Mehr über Hans Eichner kann im Essay von Egon Schwarz *Zwei Mitglieder eines seltenen Phänotyps* nachgelesen werden, den wir im Zaunkönig 1/2016 abdruckten (siehe www.erika-mitterer.org/Materialien/Aus Forschung und Lehre).

- 1 Die Zwischenüberschriften stammen nicht von Hans Eichner, sondern wurden als Orientierungshilfe von der *Zaunkönig*-Redaktion eingefügt.
- 2 Ich gebe im Text jeweils mit Bandnummer und Seite an: Erich Fried. *Gesammelte Werke*. Hg. v. Volker Kaukoreit und Klaus Wagenbach. 4 Bände, Berlin 1993.
- 3 Erich Fried: *Höre, Israel*. Gedichte und Fußnoten. Mit Dokumenten und Fotos [1974], erw., 3. Aufl. Frankfurt/M 1988, S.13.
- 4 Eichner hatte an dieser Stelle einen kurzen Bezug auf die immer noch bekannten politischen Gedichte Walthers von der Vogelweide, der um 1200 dichtete, für den Vortrag gestrichen.

Hermann Patsch wurde 1938 in Strehlen/Schlesien geboren. Vertreibung 1946. Studium der Deutschen Literaturwissenschaft, Ev. Theologie, Philosophie und Pädagogik. Dr. theol. in München (Neutestamentliche Wissenschaft). Gymnasiallehrer a. D. in München. Publikationen vor allem über Friedrich Schleiermacher, Friedrich Schlegel und Matthias Claudius. Zuletzt Nachlass-Editionen von Hans Eichner, dem Altersfreund.

Weltverbesserer von Annemarie Albert

Als ich jung war, wollte ich,
reich an wundervollen Ideen,
die Welt verbessern:
alles voran die Kirche.
Plan A: den Zölibat abschaffen,
Plan B: die Männerherrschaft.

Gott lächelte:
„Du kannst die Kirche nicht verändern,
nur dich selbst!“

Heute, da ich alt bin,
bewundere ich Pater Sporschills Werk,
den Einsatz der Franziskaner in Aleppo
und Erwin Kräutlers Mut
im Amazonas-Regenwald.

Lächelnd und liebevoll
reiche ich den Friedensgruß
meinen Kirchennachbarn und
auch den Andersdenkenden.

Plan A und Plan B
habe ich mir längst
aus dem Kopf geschlagen.